

# Über sportliche Kämpfe und gymnastische Spiele in Alt-Tahiti.

von

O. Bunzendahl.

Als der englische Kapitän Wallis im Jahre 1767 Tahiti, die Hauptinsel der im östlichen Stillen Ozean gelegenen Gruppe der Gesellschaftsinseln, entdeckte, lernten er und seine Nachfolger,<sup>1)</sup> wie die berühmten Entdecker und Forscher James Cook, Sir Joseph Banks, Bougainville, die beiden Deutschen Johann Reinhold Forster und dessen Sohn Georg sowie andere ein Volk kennen, das sich, im ganzen gesehen, durch ein glückliches Naturell, so möchte man sagen, auszuzeichnen schien, wie es europäische Entdecker in dem Masse vordem wohl nicht bei einem der sogenannten Naturvölker kennen gelernt hatten. Nach Überwindung der ersten feindseligen Einstellung, Abneigung und Scheu gegenüber Wallis und seinen Leuten trugen die Tahitier vielfach eine Fröhlichkeit, Offenherzigkeit und kindliche Naivität zur Schau, die nicht zum geringen Teil neben der Üppigkeit der tropischen Landschaft und der Schönheit ihrer Bewohner die Ursache dafür war, dass sich manche unserer von Rousseau's Gedankengängen beeinflussten Seefahrer gleichsam ins Paradies, ins Land der menschlichen Urkultur versetzt glaubten, so wie es Rousseau sich

---

<sup>1)</sup> Diese Entdeckungsfahrten dienten, wie z. B. die ersten beiden Weltumsegelungsreisen Cooks, wissenschaftlichen Zwecken, nämlich einem astronomischen Ereignis, der Beobachtung des Durchgangs der Venus vor der Sonne (1. Reise, 1768-71), sowie der Feststellung, ob es den vermeintlichen grossen Südkontinent, die terra australis, im Süden des Pazifischen Ozeans gäbe oder nicht (1. und 2. Reise, [1772-75]). Andere Aufgaben, hauptsächlich der späteren Reisen, waren die Auffindung neuer Kolonialgebiete und die Erschliessung neuer Handelsmöglichkeiten, hauptsächlich bezüglich des Pelzhandels in Nordamerika. — Nur und ausschliesslich wissenschaftlichen Zwecken dienende Weltreisen fanden in diesem „Zeitalter der Weltumsegelungsfahrten“ erstmals in grosszügiger Weise statt und heben sie dadurch aus der Reihe früherer Entdeckungsfahrten heraus.

für den Urzustand der Menschheit ausgemalt hatte. Das liess sie den wahren Charakter der Eingeborenen auch zunächst völlig verkennen. Erinnert sei nur daran, dass sie deren grenzenlose, geradezu geniale Stehlsucht, als „Kindern der Natur“ eigen, beinahe lächelnd verziehen.<sup>1)</sup> Auch die — als nur ein Beispiel genannte — Tatsache, dass diese „Kinder der Natur“ häufig grausame, blutige Kriege führten, wurde zunächst aus jener idealisierenden Einstellung heraus übersehen.

Etwas spätere als die allerersten Berichte, wie schon z. B. die Cooks von seiner 2. und 3. grossen Forschungsreise,<sup>2)</sup> ferner die der beiden Forster und andere schildern uns dann die „Sitten und Einrichtungen“ der Eingeborenen von anderem, oft schon objektiverem Blickfeld aus. Manches wurde jetzt richtiger gesehen und viel Neues, zuerst Übersehenes konnte den tatsächlichen Verhältnissen entsprechender berichtet werden. Das bezieht sich auch teilweise auf das Kapitel, dessen Schilderung hier erfolgen möge.

Was den Eindruck eines „Paradieses“ für unsere Entdecker, noch dazu nach langer, beschwerlicher Seefahrt, bestärken musste, das war weiterhin die geringe Arbeit und Mühe, die die Eingeborenen Tahitis im grossen und ganzen auf den Erwerb ihres Lebensunterhaltes zu verwenden brauchten. War es auch nicht so, dass die Natur ihnen mühelos alles in den Schoss warf, wie uns vielfach zuerst geschildert wird, so war die aufzuwendende Arbeit zur Sicherstellung der Lebenshaltung doch gering, verglichen mit der, die in anderen, von der Natur weniger günstig bedachten Gegenden der Erde zu leisten ist. Dementsprechend hatten die durch Klima und Boden, nämlich die Fruchtbarkeit ihres Landes begünstigten Eingeborenen Zeit zu mancherlei anderer Betätigung, die nicht auf die „ernsten Dinge des Lebens“ gerichtet war.

Das konnte nicht ganz ohne Einfluss auch auf die Bildung ihres Charakters bleiben, als dessen zunächst auffallende Züge uns meist Heiterkeit und Fröhlichkeit, und, was uns hier interessiert, Neigung zu Scherz und Spiel geschildert werden. „Amusement was in part the business of a Tahitians life“: mit diesen Worten

---

1) Das trifft besonders auf den Franzosen Bougainville, der im April 1768 auf Tahiti weilte, dessen Begleiter, den Naturforscher Dr. Commerson, sowie auf den späteren Südsee-Entdecker La Pérouse (1786-1788), aber auch auf andere zu.

2) Auf Cooks 3. Weltreise (1776-80) war ihm die Aufgabe gestellt, die Möglichkeit einer Nordwestpassage zu erkunden, die für eine Abkürzung des Seeweges von England nach Indien von grösster Bedeutung sein musste; ferner die Untersuchung des eben erwähnten Pelzhandels an der Nordwestküste Nordamerikas, der gewinnbringend war und bisher allein in Händen der Russen lag.

charakterisiert der englische Missionar William Ellis, der von 1817 bis 1822 auf Tahiti weilte, das Leben dieses Volkes und scheint damit, von einiger Übertreibung abgesehen, nicht ganz unrecht zu haben. Tänze, pantomimische und dramatische Vorstellungen in besonderen „Theatern“, Wettkämpfe sportlicher und — um einen heutigen Ausdruck zu gebrauchen — wehrsportlicher Art, Spiel und sonstiger Zeitvertreib füllten das Leben der Tahitier in grossem Masse aus; als „sacred games“ (Ellis), denen mehrere Götter vorstanden, hatten sie sogar vielfach eine ins Religiöse spielende Bedeutung.

Auf den Ernstfall, den Kampf mit Speer, Schleuder und Keule,<sup>1)</sup> bereiteten sich die Eingeborenen durch Wurfübungen, Wettkämpfe, Zweikampfspiele und Manöver vor, die sowohl an Lande als auch zu Wasser stattfanden. Wie bei den meisten Völkern der Erde üblich, begannen sie dergleichen Übungen mit Mühen von Jugend auf; man hat diese Spiele wohl unter den sog. nachahmenden Spielen zusammengefasst, bei denen das Kind im Spielen lernt, was es als Mann oder Frau im späteren Leben zum Existenzkampf unbedingt braucht.

Die Art des Speerwerfens, worauf zunächst eingegangen sei, war die bekannte: den langen Holzspeer, der manchmal auch eine Spitze aus dem Stachel des Stachelrochens aufwies, umfasste die Rechte, während die ersten Finger der linken Hand ihn an seiner vorderen Hälfte bis zum Abwurf stützten. Man übte sich, wie auch beim Gebrauch der Schleuder, im Werfen nach einem Ziel, das ein fest in die Erde gerammter Stamm oder Stiel des „Bananenbaumes“ darstellte. Auf 30 m Entfernung und mehr wurde das Ziel von den Speerwerfern mit grosser Geschicklichkeit und Sicherheit getroffen. Oftmals trat ein — von einem Häuptling geleiteter — Distrikt der Insel gegen einen anderen in Konkurrenz an, wie wir das noch von manchen anderen sportlichen Disziplinen berichten können. Was die Fertigkeit der Tahitier im Speerwurf betrifft, so meint Missionar Ellis allerdings, dass sie trotz eifrigen Betriebens dieser Übung nicht an die Leistung der Hawaier oder Sandwich-Insulaner heranreichten.<sup>2)</sup>

Dagegen war die Schleuder in ihren Händen eine ganz gefährliche Waffe. In deren Gebrauch überragten sie die meisten Völker der Südsee. Die Schleudern waren aus Flachs (*romaha*, „native flax“) oder aus Kokosfasern geflochten. Als Ziel wurde ein dünner Rohrstab oder ein weisser Stock in die Erde gesteckt. „Ganz erstaunlich war“, so schreibt Ellis, „die Kraft und die

---

<sup>1)</sup> Betreffs näherer Einzelheiten dürfen wir auf des Verfassers Arbeit: „Tahiti und Europa“. (Entdeckungsgeschichte, Rassistische Verhältnisse, Stoffliche Kultur und deren erste Beeinflussung durch die Europäer), Leipzig 1935 verweisen.

<sup>2)</sup> W. Ellis, *Polynesian Researches*. London 1830, Bd. I, S. 294 f.

Genauigkeit, mit der sie das Ziel trafen". Das glauben wir gern, wenn wir an anderer Stelle hören, die geschleuderten Steine seien auf 200 Yards Entfernung „wie eine Kugel im gleichen Abstand vom Boden" geflogen und schlugen dabei noch in die Rinde eines Baumes ein, was etwas übertrieben klingt, aber doch die ausserordentliche Stärke und Geschicklichkeit der Eingeborenen erkennen lässt. Es gab auch eine Art Zweikampfspiel mit der Schleuder zwischen zwei aus einer grösseren Anzahl Männer oder Knaben bestehenden Parteien, die sich in gehörigem Abstand voneinander mit Früchten bewarfen. In Polynesien ist dieses Zweikampfspiel nur von Tahiti und den Marquesas-Inseln bekannt. Die Wirksamkeit der Schleuder als Waffe im Kriege lernte Tahiti's Entdecker Wallis auf drastische Weise bei einem Angriff der Insulaner auf sein Schiff kennen. Die runden oder scharfkantigen Steine hatten gewöhnlich die Grösse eines Hühnerreis, waren aber auch grösser, bis zu zwei Pfund schwer. Mit einem Hagel von Geschossen ward das Schiff überschüttet. Viele Engländer wurden verwundet; einzig und allein das aufgespannte Sonnensegel verhinderte noch grössere und ernstlichere Verluste.

In der Handhabung der Keule — einer runden oder zweischneidigen Stockkeule und einer Wurfkeule, die mittels des daran befestigten und in der Hand festgehaltenen kurzen Strickes nach dem Wurf zurückgeholt wurde, — waren die Tahitier nicht minder geübt. Das bewiesen sie bei „Mensuren" mit den Spaniern, die Tahiti auf drei in den 1770er Jahren von Peru aus unternommenen Reisen besuchten, um die Insel ihrem König und dem katholischen Christentum zu gewinnen; Kolonisations- und Missionsversuche, die übrigens scheiterten. Die besten Fechter der Spanier konnten mit dem Schwert auch nicht einen wirksamen Hieb gegen ihre sich mit der Keule verteidigenden Gegner anbringen.

Dergleichen Zweikampf- oder Fechtspiele hielten die männlichen Eingeborenen sehr oft ab, und zwar vom „zartesten Alter" an, waren sie doch die beste Übung für den Kriegsfall. Nicht der Angriff, sondern die „Kunst der Verteidigung" stand dabei im Vordergrund, denn für den Tahitier bedeutete eine Wunde nicht Ehre, sondern eher Schande. In dieser Kunst waren sie denn auch wirklich Meister. Bei der Herausforderung zu einem solchen Scheinkampf zogen die Kämpfer „seltsame Grimassen und Verzerrungen des Gesichts, die nicht nur lächerlich, sondern manchmal wirklich schrecklich anzusehen waren". Damit wollten sie sich ein furchterregenderes Aussehen geben und den Gegner einschüchtern. Mit Speer und Keule bewaffnet, stellten sich die Partner, oft mehrere zugleich, einander gegenüber. Um sich zu verteidigen, steckte der eine von ihnen seinen Speer mit der Spitze nach unten dergestalt in den Boden, dass er mit diesem einen Winkel von 25 bis 30 Grad bildete und mit der Hand, die ihn in Brusthöhe des Kämpfers umfasste, leicht nach allen Seiten zu bewegen war. Warf der Angreifer

nen, so liess der Verteidiger den heransausenden Speer oder deren mehrere, zugleich geworfene durch eine geschickte, schnelle Bewegung des seinigen zur Seite abgleiten, wobei er ihnen gleichzeitig durch eine geschickte Wendung seines Körpers auswich. letzteres darf vielleicht angenommen werden, wenn es auch nicht besonders in unseren Berichten vermerkt ist. Zur gleichen Zeit oder kurz danach schlug der Angreifer mit der Keule zu, was der andere wiederum durch schnelles Ausweichen parierte. „Wenn sein Gegner nach den Beinen schlug, sprang er behend über die Keule hinweg, und zielte er nach seinem Kopf, so bückte er sich mit ebensoviel Geschwindigkeit darunter.“<sup>1)</sup> Infolge dieser Geschicklichkeit kamen Treffer oder Verwundungen kaum dabei vor, obwohl ein solcher Scheinkampf beileibe keine Spielerei war, und immer „ward das Gefecht sehr vergnügt beschlossen,“ ganz anders als auf Samoa, wo das Zweikampfspiel mit der Keule noch roher als auf den Tonga-Inseln ausgeführt wurde. Man versuchte hier den Gegner mit der lapalapa-Keule niederzuschmettern, wobei es häufig „Knochensplitter“ bei Verwundungen des Kopfes und Armbrüche gab, ja, sogar Todeställe vorkamen.

Besonders eindrucksvoll müssen diese Scheinkämpfe oder Zweikampfspiele gewesen sein, wenn sie in Form von Kriegsspielen oder Manövern, von zwei der Zahl nach stattlicheren Parteien ausgeführt, zu Lande oder zu Wasser stattfanden. Am 14. Mai 1774 waren Cook und Forster erstmals Zeugen eines See- und Landungsmanövers von 44 grossen Kriegs-Doppelbooten. Die Zahl der Boote war in diesem Falle gering, gemessen an der 1777 von Cook in der Matavai-Bucht beobachteten Parade oder Musterung von beinahe 300 Kriegskanus, die uns einen Begriff davon gibt, wie überwältigend — so darf man wohl sagen — eine solche Flottenschau oder auch Reisen grosser Arioï-Gesellschaften innerhalb der Archipels der Gesellschaftsinseln ausgesehen haben müssen. Die beiden mittels Balken fest nebeneinander verbundenen Bootskörper eines Doppelbootes waren mit einer Plattform aus längs- und quergelegten Brettern bedeckt; ausserdem trugen die Kriegsfahrzeuge im Gegensatz zu nur Reisezwecken dienenden Booten vorschiffs eine erhöhte, auf starken Pfosten errichtete Plattform als Aufenthaltsort und Kampfplatz für die Krieger.

Von hoher See aus kamen die Doppelboote in Kiellinie durch die schmale Riff-Öffnung auf das Gestade der Bucht zu, formierten sich dann in Linie, wobei sie Bug an Bug fuhren oder bildeten mehrere, aus je drei oder vier Booten bestehende Geschwader. Mit voller Kraft ruderte diese in langer Linie aufmarschierte

<sup>1)</sup> Tagebuch einer Entdeckungsreise . . . 1776-1780, Berlin 1781, 137. — Über die eigentliche Art und Weise des Fechtens erfahren wir leider nichts, können also nicht sagen, ob man, wie bei unserem Fechten, nach feststehenden Regeln gefochten hat oder nicht.

oder geschwaderweise geordnete Phalanx auf die Küste zu, was nach den Berichten der Augenzeugen ein grossartiges Bild bot. Nach dem Kommando eines am Bug des mittleren Schiffes stehenden Mannes, der, wie Forster schreibt, dem *keleuses* bei den alten Griechen entsprach, ruderten die Männer gleichmässig im Takt mit den Paddeln, angefeuert von ihren auf der Plattform stehenden „Offizieren.“ Der Führer leitete das Rudern, indem er mit einem Stab oder Zweig unter lauten Worten und heftigen Gesten an die Bordwand seines Bootes schlug. Bald musste die eine, bald die andere Seite der Ruderer aussetzen, weil die grossen Boote mit ihrem am Heck befindlichen Steuerruder allein nicht gelenkt werden konnten.

So ging es, nach mehrmaligem geschickt ausgeführten Wenden, hin und zurück. Schliesslich fuhr die Geschwaderlinie gut ausgerichtet mit grosser Schnelligkeit an Land, und alle Insassen sprangen aus den Booten. Während ein Teil der Mannschaft die Boote barg oder sicherte, begannen die Krieger mit ihrem „Kampf“ in der oben beschriebenen Weise. Fand die Schlacht zur See, nicht erst nach der Landung an der „feindlichen“ Küste statt, so sollen die Kanus der beiden Flotten nach ihrem Aufeinandertreffen Bug an Bug von der Kriegsmannschaft zusammengebunden worden sein, so dass sie sich nicht mehr trennen konnten. Dann wurde im Ernstfall bis zum Siege oder Tode auf der Bootsplattform gefochten.

Die bei solchen Schaukämpfen getragene Kleidung erhöhte noch das seltsam-farbenprächtige Bild, das die Übungen an sich schon boten. Vielfach trugen allerdings die Kämpfenden ausser dem Maro, einem Gürtel oder richtiger Durchziehschurz aus Rindenstoff, weiter keine Kleidung, sondern nur als Kopfbedeckung einen grossen Rindenstoff-Turban zum Schutz gegen Keulenschläge, Speerwürfe und geschleuderte Steine. Trugen sie mehr Kleidung in Form der Tiputa, eines poncho-artigen Gewandstückes aus Rindenstoff, so wurde sie ihnen im Verlauf des hitzigen Gefechts oft von ihren „bystanders“ oder Sekundanten abgenommen. Bei den Manövern aber trugen die Häuptlinge und auf der Bootsplattform befindlichen Kriegersleute viele umfangreiche Gewänder, die für einen wirklichen Kampf recht ungeeignet und mehr zur Parade, mit Cooks Worten „more for shew than use“ bestimmt zu sein schienen.

Diese Kriegstracht bestand aus drei grossen, übereinander getragenen buntfarbenen Ponchos: viereckigen Stücken Rindenstoffs mit einem Schlitz oder Loch in der Mitte, durch das der Kopf gesteckt wurde, so dass die Enden des Gewandes vorn und hinten bis ungefähr auf die Knie frei herunterhingen. Die Seiten waren offen und liessen den Armen volle Bewegungsfreiheit; ein Gürtel aus Rindenstoff oder aus Kokosfasern geflochten umschlang das Gewand in der Hüfte. Der unterste und zugleich längste Poncho war weiss, der mittlere rot und der oberste und kürzeste

bann. Dazu trug man den eben genannten Turban aus weissen, dicken Rindenstoff-Lagen um den Kopf. Ausserdem zierte einzelne „Chefs oder vornehmste Kriegsmänner“ ein runder, wohl anderthalb Meter hoher geflochtener Helm (*fau*), der einer preussischen Grenadiermütze nicht unähnlich war. Seine Vorderseite war dicht mit eingeflochtenen oder -geknüpften blaugrünen Taubenfedern und am Rande mit weissen Federn besetzt; lange Schwanzfedern des Tropikvogels überragten ihn strahlenförmig und verliehen ihm ein herrliches, „ungemein majestätisches“ Aussehen. Ferner trugen die Krieger, und nun wiederum in grösserer Zahl, als Art Brustpanzer eine halbkreisförmige Brustplatte (*taumi*) aus Flechtwerk, die ebenfalls mit grünlich-glänzenden, hineingeflochtenen Taubenfedern und mit drei halbkreisförmig angeordneten Reihen Haifischzähnen besetzt war. Könnte der Helm seiner Grösse wegen nur ein Schmuck- oder Parastück sein, so dienten die *taumi* nicht minder als Schutz. Stellen wir uns eine solche Flottenschau vor, so verstehen wir, wenn Georg Forster schreibt: „Wir wurden beim Anschauen der tahitischen Flotte häufig an die Seemacht der alten Griechen erinnert.“<sup>1)</sup>)

Konnten wir die eben besprochenen Übungen etwa als Wehrsport bezeichnen, so haben wir im Ringen und Boxen mehr sportliche Wettkämpfe zu sehen, wenngleich sie auf Tahiti ebenfalls „as a sort of military drilling“ oder als militärische Übung betrachtet wurden.<sup>2)</sup> Es muss dabei allerdings betont werden, dass alle diese Übungen oft mehr als nur gymnastische Spiele bedeuteten. Sie scheinen, wie aus ihren Formen und der Art, in der sie abgehalten wurden, hervorgeht, oftmals eine magische Bedeutung — mit Ellis Worten: eine „heilige“ oder religiöse — gehabt zu haben, worauf wir weiter unten eingehen möchten.

Die Gewandtheit der Tahitier beim Ringkampf, der gegenüber dem Boxen durchaus bevorzugt war, muss gross gewesen sein. „Sie überwandten.“ sagt Georg Forster in seiner Übersetzung des Berichts des spanischen Kapitäns Boenechea von dessen erster Tahiti-Reise (1772), „jeden von uns.“ Turnbull, der nach 1800 längere Zeit auf Tahiti weilte, nennt sie ebenfalls ausgezeichnete Ringkämpfer.<sup>3)</sup> Das ist aber, wohlgemerkt, cum

1) Georg Forster: A Voyage round the World ... 1772-75, London 1777, II/104. — Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass die Tahitier auch Wettfahrten mit ihren Booten oder Ruder-Regatten ausführten, die an der Küste innerhalb der Riff-Lagune stattfanden. Vgl. z. B. W. Ellis, I/294.

2) W. Ellis, Polyn. researches, I/294.

3) G. Forster, O-Tahiti. In: Götting. Magazin der Wissenschaften und Literatur, 1. Jahrg. 1. Stück. Göttingen 1780, S. 88. — Turnbull, A Voyage ... 1800-1804. London 1805, Bd. III/S. 86.

grano salis zu verstehen. Da sie von nicht so kräftigem, athletischen Körperbau wie beispielsweise die Tonga-Insulaner waren, sollen ihre Ring- und Boxkämpfe — um mit Anderson und King, Cooks Begleitern auf dessen 3. Reise (1776-1780) zu sprechen — ein „Kinderspiel“ gegenüber dem Sport, den jene Leute von Tonga zeigten, gewesen sein.<sup>1)</sup>

Die Ringkämpfe („*heiva maona*“) fanden auch als beliebtester Sport häufig im Rahmen grosser, wohl mehrere Tage dauernder Festlichkeiten statt, etwa zu Ehren des Oberhäuptlings bei seiner Ankunft oder Rückkehr von einer Reise, beim Empfang vornehmer Gäste, wie z. B. der Arioi-Gesellschaften, aus Anlass der Erstlings- und Erntefeste und bei Friedenschlüssen. Diese öffentlichen Feste und Spiele hiessen Taupiti oder Oroa. Jung und Alt strömte zusammen, um Zeuge der Spiele zu sein. Sah Cook fast 500 Zuschauer, so berichtet uns Missionar Ellis von der zehnfachen Volksmenge, die sich früher bei solcher Gelegenheit versammelt haben soll. Dramatische oder pantomimische Darstellungen und Tänze wechselten mit Ringkämpfen und Zweikampfspielen mit Waffen ab. Oft stellten mehrere Distrikte der Insel ihre besten Ringer heraus, die um die Siegespalme ringen sollten, ja, wir hören sogar von nationalen Wettkämpfen, so möchte man sie fast bezeichnen, in denen die Vertreter einer Insel des Archipels der Gesellschaftsinseln gegen die einer anderen „Nation“ kämpften.

Kampfplatz war der vor dem Tanzhaus des betreffenden Distrikts gelegene grosse Hof, der von einem Bambuszaun von ungefähr 1 m Höhe umgeben war. Hier bildete die Zuschauermenge einen nach dem Hause zu offenen Kreis, in den die Ringer, gegen 10 bis 12 an der Zahl, gleichzeitig traten. Sie sind nur mit dem Maro (Gürtel oder Durchziehschurz) aus Rindenstoff bekleidet; ihren Körper haben sie mit Kokosös gesalbt. Zunächst schreiten sie in gebeugter Haltung mit gravitätischen Schritten in dem Kreis umher und zeigen herausfordernd auf eigenartige Weise ihre körperliche Stärke: indem sie die linke Hand auf die rechte Brusthälfte legen, schlagen sie mit der hohlen Rechten so häufig und fest auf den gebeugten linken Arm oberhalb oder unterhalb des Ellbogens,<sup>2)</sup> dass die Haut schwillt, aufspringt und der Arm stark zu bluten anfängt.<sup>3)</sup> Laut hallt es von diesen Schlägen über den Kampfplatz, „als wenn mehrere Leute im Walde Bäume fallen“; ausserdem stossen die Ringkämpfer

1) Cook, A Voyage to the Pacific Ocean, ... 1776-1780. London 1785, II/147. Auch Cook bezeichnete den Ringkampf als „ohne Kunst und Geschicklichkeit“ ausgeführt.

2) Nach Turnbull schlugen sie gegen die eigene Brust oder die ihres Gegners, was aber unwahrscheinlich ist.

3) Bligh, S. 89: „the flesh becomes exceedingly bruised and, the skin breaking, bleeds considerably.“

dabei noch einen sehr lauten, tiefen Schrei aus. Nach dieser allgemeinen folgt die besondere Herausforderung. Der Ringer reicht dem von ihm gewünschten Partner die Hände, wobei sich nur die Fingerspitzen beider Männer berühren oder — und das scheint die üblichere Form gewesen zu sein — beide legen nach dieser Berührung die Finger auf ihre Brust und „flattern“ mit den Armen, d. h. bewegen die Ellbogen schnell auf und nieder. Wird dieses Zeichen angenommen und erwidert, so gehen die Kämpfer sofort aufeinander los.

Wir bezeichnen ihren Kampf am besten mit dem Ausdruck Freistilringen, bei dem alle Griffe erlaubt waren, auch z. B. An-den-Haaren-zerren, Treten und Stossen mit Fuss und Kopf, unter anderem auch in den Bauch u. s. w. Einzelheiten oder Genaueres über die angewandten Griffe lernen wir aus den Berichten leider nicht kennen. Mit Vorliebe packen sich die Ringer am Gürtel oder bei der Lende, was den Kampf oft entschied. Besiegt war derjenige, der zuerst auf den Rücken geworfen wurde. Der Kampf ähnelte anscheinend also durchaus unserem Ringen. Wurde nicht nach kurzer Zeit einer der Ringer geworfen, so traten ihre Freunde als Sekundanten dazwischen und trennten sie. Dann suchten sie sich entweder einen neuen Gegner oder forderten sich nochmals heraus. Einen Sieg begleiteten dröhnende Trommelwirbel und lautes, dreimaliges Freudengeschrei der Menge. Während es verstummte, teilte ein alter Mann, der „Zeremonienmeister,“ oder ein anderer Schiedsrichter, der sich in dem vorne offenen, nicht mit Wänden oder Mattenvorhängen verschlossenen Hause befand, das Ergebnis und seinen Beifall mit, was die Volksmenge „in einer Art Melodie,“ so wird uns geschildert, mehrmals wiederholte.

Was uns nun bei diesen Ringkämpfen besonders auffällt, ist die Teilnahme von Frauen nicht nur als Zuschauer, sondern als Kämpferinnen selbst, entgegen Cooks erstem Bericht von seiner ersten Reise, der dahingehend lautet, nur wenige Frauen von Stände seien als Zuschauerinnen dabei gewesen. Im Gegenteil, sie beteiligten sich am Ringkampf selbst, meist untereinander, gelegentlich auch gegen Männer ringend.<sup>1)</sup> Dass Frauen auch an fast allen anderen Spielen teilhatten, erscheint uns danach fast selbstverständlich. Bei Distriktswettkämpfen oder überhaupt grösseren Wettkämpfen eröffneten die Frauen den Reigen. Unter anfeuernden Worten ihrer Männer und Verwandten „hängten sie sich gleich Bulldoggen eine an der anderen Hals, zerzten sich an den Haaren und schlugen oder stiessen sich gegenseitig mit Kopf und Füssen in den Bauch. . .“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> W. Ellis, Polynes. researches, I/291. Bligh, S. 192 f. hörte letzteres ebenfalls, hat es selbst aber nie gesehen und hält es für äußerst selten, weil die Frauen „klein und gar nicht muskulös sind.“

<sup>2)</sup> Turnbull, III/158.

Die Ausübung dieses „amerikanischen Freistilringens“ würden wir heute sagen, oder des Ringkampfes überhaupt, durch das schwache Geschlecht ist in der Südsee nicht auf Tahiti oder die Gesellschaftsinseln beschränkt, sondern in Zentral-Polynesien weit verbreitet und für dieses Gebiet typisch. Die „Königin“ und spätere „Königinmutter“ Iddeah, die Frau des Oberhäuptlings Tu, war nicht nur eine geschickte Schiedsrichterin, sondern auch eine der besten Ringkämpferinnen, wie sie sich überhaupt in vielen anderen Sportarten hervortat und in europäischer Zeit, um nur ein Beispiel zu nennen, eine hervorragende Schützin wurde, als ihr Mann noch kein Gewehr abzufeuern wagte.

Versöhnten sich die Gegnerinnen auch zumeist sofort nach beendetem Kampf wieder, — was wir vom Ringkampf der Männer noch nachzutragen haben — so sollen sie im allgemeinen doch „weniger Mässigung und mehr Hitze“ gezeigt haben, mit anderen Worten: öfters ihrem Ärger über eine Niederlage Lauf gelassen und sich damit von einer nicht gerade angenehmen Seite gezeigt haben. In diesem Punkte hatten ihnen die kampfgegewohnten Männer viel voraus. Allerdings konnten, das muss zur Ehre der streitbaren Frauen gesagt werden, grössere Distrikts-wettkämpfe bei Männern auch wohl in Feindseligkeiten ausarten. So erlebte 1788/89 Bligh, der durch eine der „berühmtesten“ Meutereien, nämlich die seiner „Bounty“-Manschaft, bekannt gewordene englische Kapitän,<sup>1)</sup> dass Wettkämpfer und Zuschauer zu den Waffen griffen. Bligh konnte jedoch durch Abgabe zweier Schreckschüsse aus den Schiffskanonen die Ruhe wiederherstellen.

Bei allen grossen öffentlichen Festen folgte dem Ringen der Boxkampf („*heiva moto*“). Er war aber anscheinend nicht so beliebt und daher nicht so allgemein wie der eben behandelte. Boxen galt als nicht so vornehm und wurde hauptsächlich von Angehörigen der niederen Schichten ausgeübt, was aber nicht ausschloss, das auch höheren Ständen Angehörige manchmal boxten. Missionar Ellis gibt sogar an, Arii, also Angehörige der vornehmsten Gesellschaftsklasse oder Häuptlingskaste, und „Priester“ hätten sich oft unter den berühmtesten Boxern und Ringern befunden. Jedenfalls übten aber von den Arioi nur die unterste Klasse oder der unterste Grad dieses vornehmen Geheimbundes, die *Poo faarearea* oder „Spassmacher“, bei ihren dramatischen, pantomimischen und tänzerischen Darbietungen auch Zweikampfspiele aus, und darunter nur den Ringkampf, niemals den Boxkampf, den sie für unter ihrer Würde hielten und den Dienern überliessen.<sup>2)</sup>

---

1) Siehe Anmerkung am Schluss.

2) Vgl. besonders auch W. E. Mühlmann, „Die geheime Gesellschaft der Arioi“. Int. Archiv für Ethnogr., Bd. 32, 1934, S. 10, 25, 27 f.

Man boxte mit der nackten Faust und teilte rücksichtslos Schläge aus, meist oder ausschliesslich gegen den Kopf. Besiegt war, wer hinfiel, auswich oder infolge Kampfunfähigkeit aufhörte, zu schlagen. Oft soll der Besiegte besinnungslos gewesen sein. Ellis berichtet uns sogar von oftmaligem tödlichen Ausgang des Kampfes. Dabei ist aber vielleicht zu beachten, dass Ellis als Missionar nicht nur gegen diese Sportart, sondern gegen Sport und Spiel überhaupt eingestellt war und den Untergang dieses seiner Meinung nach unnützen Zeitvertreibs bald nach Beginn der eigentlichen Missionszeit (1817) lebhaft begrüßte.

Damit verlassen wir das Gebiet der Zweikampfspiele und gehen zu anderen Spiel- und Sportarten über. Hier sei an erster Stelle der Wettlauf erwähnt. Das Rennen fand auf dem ebenen Sandstrand statt. Als Kleidung trugen die Läufer nur den Maro (Gürtel oder Durchziehschurz), auch salbten sie ihren Körper mit Kokosöl. Nähere Angaben fehlen; über die Länge der Strecke z. B., ob es sich um Lang- oder Kurzstreckenlauf handelte, können wir kaum etwas aussagen.

Weiterhin kennen wir Ballspiele, die bei grösseren Festlichkeiten (national festivals) stattfanden. Dann führten die Männer ein Spiel „*apai*“ oder „*paipai*“<sup>1)</sup> vor, das wir am besten wohl mit unserem Hockey vergleichen. Eine nicht näher bezeichnete Anzahl von Spielern, die sich in zwei Parteien gruppieren, benutzten als Schläger am einen Ende gebogene Stöcke von 3 bis 4 Fuss, also ungefähr einem Meter Länge. Damit versuchten sie, einen aus festem „einheimischen Zeug“ (Rindenstoff) gefertigten Ball über die Grenzlinie der Gegenpartei zu treiben. Nähere Spielregeln kennen wir leider nicht, ebenso auch nicht bei den nächsten beiden Spielen: dem Fussball- und dem Handballspiel. Fussball, „*tuiraa*“, wurde häufiger, allerdings im Gegensatz zu der Gepflogenheit bei unserem Kampfspiel mehr von Frauen als von Männern gespielt. Hier finden wir wieder die repräsentativen Mannschaften ganzer Distrikte beteiligt. Die Aufgabe war ähnlich wie beim „Hockey“, nämlich, den mit dem Fuss getretenen Ball über die Grenzlinie der Gegenpartei zu stossen. Die gleiche Aufgabe stellten sich die Parteien bei dem auf Tahiti besonders beliebten Handballspiel, „*haru raa puu*“. Daran beteiligten sich, was besonders bemerkenswert ist, nur Frauen. Hierbei bestand der Ball aus einem grossen Knäuel zusammengebundener zäher Stiele oder Rippen von Bananenblättern. Es darf angenommen werden, dass der Fussball aus dem gleichen Material bestand. Ohne feste Spielregel oder taktisches Zusammenspiel stürzten sich die Spielerinnen

---

<sup>1)</sup> Dieser und die nächsten tahitischen Namen nach W. Ellis, I/296.

auf den Ball, so dass sich, wie beim Rugbyspiel unserer Tage, wirre Menschenknäuel bildeten, und trieben ihn im Laufen und Werfen auf die gegnerische Grenzlinie zu. Gelegentlich sollen bei diesem wohl nicht mehr „anmutig“ zu nennenden Amazonenspiel sogar Arm- und Beinbrüche vorgekommen sein. Wie dergleichen Kampfspiele der Frauen auf die Europäer wirken mussten, die zunächst die Schönheit und das sanfte Wesen der tahitischen Frauen nicht genug hervorheben konnten, lässt sich denken. Diese Spiele, zumal das Fussballspiel, weisen ebenfalls wie so viele Parallelen anthropologischer, kultureller und linguistischer Art auf einen Zusammenhang mit Indonesien, wie es bei den Zweikampfspielen der Fall ist.<sup>1)</sup>

Besonders bekannt geworden ist aus der Südsee das Brandungsschwimmen, Wellenreiten oder „Abreiten der Wogen“, wie es A. Krämer bezeichnet.<sup>2)</sup> Auf den Hawaii- oder Sandwich-Inseln ein noch heute viel geübter Sport, der sogar von Fremden mit Begeisterung betrieben wird, — berichten doch häufig genug amerikanische Bildberichte und Magazine darüber —, war er nicht minder beliebt bei Angehörigen jeden Standes, Alters und Geschlechts in Tahiti, wie auch beispielsweise in Samoa und anderwärts. Im Schwimmen und Tauchen waren die Polynesier ja überhaupt Meister; ihre darin erzielten, bekannten und viel bestaunten Leistungen dürften manchen der heutigen Weltrekorde weit in den Schatten gestellt haben.

Das Brandungsschwimmen, ein rechtes „amusement“, das aber seines gefährlichen Charakters wegen des Nervenkitzels nicht entbehrt, fand an den offenen Stellen des Riffs, also meist gegenüber den Flussmündungen statt. Hier schwammen unsere „Indianer“, — wie sie oft in den alten Berichten genannt werden —, hinaus, indem sie unter den Brechern der „heftigsten Brandung, die je zu sehen war“ (Cook), hindurchtauchten und liessen sich dann, waren sie wohl eine Meile weit draussen in See, von den Wogen zurücktragen. Häufig, jedoch nicht immer, gebrauchten sie dabei ein kleines, nur ungefähr  $\frac{3}{4}$  Meter langes flaches Brett, das mit seiner scharfen Spitze dem „Vorderteil eines alten Kanus“ ähnelte. Bächlings darauf liegend — nicht stehend — sausten sie durch die Brecher zurück oder aber sie steuerten, ehe die Woge sich brach, herum und schwammen wieder hinaus, um das Spiel von neuem

---

1) Vgl. dazu H. Damm, Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker. I. Die Zweikampfspiele. Leipzig 1922. — K. Weule, Leitfaden der Völkerkunde. Leipzig 1912, S. 131 u. Tafel 116, Abb. 2, die einen Fussball aus Rotang von Borneo zeigt.

2) A. Krämer, Die Samoa-Inseln. II. Band. Stuttgart 1903, S. 330.

zu beginnen. Cook berichtet uns von der Verwendung des Hinterteils oder Hecks eines alten Bootes, in dem sich zwei oder drei Mann „mit unglaublicher Geschwindigkeit“ an Land zurücktragen liessen, was für ihn und seine Begleiter eine „wonderful scene“ bot. Auch wurde beim Wellenreiten gelegentlich ein vollständiges kleines Kanu benutzt.<sup>1)</sup> Bei diesem stundenlang, mit nimmer ermüdendem Eifer geübten Brandungsschwimmen ragte in den 1790er Jahren unter den Frauen wieder die uns bekannte Iddeah als weitaus tüchtigste und mutigste hervor.

Wasserspringen von einem am Fluss bzw. am Meeresgestade errichteten Gerüst oder Sprungbrett aus gehörte, ebenso wie das Spielen mit Bootsmodellen, zu den Belustigungen der Jugend.

Von anderen Spielen der Kinder, auf die jetzt eingegangen sei, nennen wir ausser den vorhin erwähnten, wie Speerwerfen und Gebrauch der Schleuder, das Seilspringen, die Schaukel, Fangspiele, das Stockwurfspiel, Stelzenlaufen und Drachensteigenlassen; weiterhin die besonders aus dem Malaischen Archipel, aus Melanesien und Australien — um nur einige der Hauptgebiete zu nennen — so bekannten Fadenspiele: Geduldspiele, bei denen man einen Faden zwischen den Fingern zu allerlei Figuren verstrickt und wieder auflöst, und ferner manche anderen, z. B. unser wohlbekanntes „Blindekuh“.

Die an dem Ast eines Baumes aufgehängte Schaukel bestand aus einem Strick, an dem eine Querstange als Sitz befestigt war. Von Fangspielen kennen wir nur nach der Beschreibung von dem Sir Joseph Banks auf Cooks erster Weltumsegelung begleitenden Zeichner Parkinson ein Lieblingsspiel der Mädchen, bei dem eine Partei der ihr gegenüberstehenden Apfel zuwirft, die diese zu fangen sucht. Die Spielregel oder das, worauf es eigentlich ankam, beschreibt Parkinson nicht näher. Dann und wann ging das Spiel in einen Tanz über, der Parkinson reichlich obszön vorkam, da er unter anderem neben Gesichtsverzerrungen und Stampfen mit den Füßen mit einem Aufheben der Kleider verbunden war. Das haben wir aber durchaus nicht als „Erziehung zur Liederlichkeit von Jugend auf“, wie unser Gewährsmann hier meint, anzusehen. Wir kennen diese Gepflogenheit auf Tahiti auch noch von anderen Tänzen und gewissen Zeremonien her, wie z. B. der Zeremonie bei Überreichung eines Rindenstoffgeschenkes an einen Gast oder bei Abgaben.<sup>2)</sup>

Ein anderes, auch von Erwachsenen geübtes Fangspiel nennt uns Missionar Ellis unter dem Namen Timo oder

---

<sup>1)</sup> Hawkesworth, II/135 f. Anderson, bei Cook, Pac. Ocean, II/150 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Bunzendahl, Tahiti und Europa, S. 131 f.

timotimo: der Spieler sass vor einem Steinhaufen und fing mit den Steinen auf eine besondere Weise, die uns ebenfalls nicht näher beschrieben ist.

Das Stockwurfspiel („*aperea*“), das besonders bekannt ist aus Australien, von den Fidschi-Inseln und Samoa, wo es von allen öffentlichen gemeinsamen Spielen, besonders auch der Erwachsenen, das beliebteste war,<sup>1)</sup> kann auf Tahiti nicht viel mehr denn ein Überlebsel genannt werden, wurde es doch zu meist von Frauen und Kindern, von Männern aber nur selten gespielt. Es besteht, kurz gesagt, im Werfen eines dünnen, am einen Ende manchmal wurfkeulenartig verdickten Stabes, der nach dem Wurf pfeilschnell über den Boden dahingleitet. So wurde es auch auf Tahiti geübt, wo man einen 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 3 Fuss langen Rohrstab benutzte.<sup>2)</sup>

Nicht anders verhält es sich mit dem Stelzenlaufen. Von der vollendeten Kunst der Marquesaner im Stelzenlaufen konnte auf Tahiti nur ein schwacher Abganz beobachtet werden. Es wird uns nur unter den Spielen der Kinder genannt. Ihre Stelzen waren denn auch ganz einfache, längst nicht solche kunstvoll aus hartem, schweren Holz geschnitzten und reich mit Verzierungen, dem typischen Gesichts- und Augenornament der Marquesas-Inseln, verzierten wie die Häuptlingsstelzen jenes Archipels. Die Stelzen der kleinen Tahitier waren „formed by nature“: Äste eines Baumes mit kleinem Nebenast an der Seite, der kurz abgeschnitten wurde, so dass er dem Fuss gerade einen Halt bot. Sie waren ungefähr einen Meter hoch. Barfüssig liefen die Kinder auf ihren Stelzen; dieses typisch polynesisch Spiel bereitete ihnen grosses Vergnügen.

Das Drachensteigenlassen, gleichfalls typisch polynesisch, können wir als weiteren sehr beliebten Sport der Tahitier anführen. Ihr Drachen („*uo*“) war aus einem Rohr- oder Bambusrahmen gebaut, mit Rindenstoff überkleidet und hatte einen Schwanz aus Federn. Welche äussere Form oder Formen er hatte, können wir nicht angeben. Sie war jedenfalls mannigfaltig, „je nach Geschmack seines Besitzers“ gestaltet und anders als beim Drachen der englischen Jugend.<sup>3)</sup> Männer fertigten sich Drachen so gross wie ein Haus, also von geradezu enormer Grösse, an und liessen sie um die Wette steigen oder richtiger: fliegen. Letzteres ist nämlich wahrscheinlicher bei diesem Sport als ein Steigenlassen des Drachens in der bei uns geübten Art und Weise, bei der wir den Drachen an einer langen Schnur halten. Der starke Südost-Passat trug die Drachen weithin fort, ehe sie zu Boden fielen.<sup>4)</sup>

---

1) A. Krämer, Die Samoa-Inseln, II/328.

2) W. Ellis, I/310.

3) W. Ellis, I/310.

4) Denkwürdigkeiten von Arii Taimai. Hamburg 1923, S. 42, 129.

Nicht nur Knaben vergnügten sich demnach mit diesen fliegenden Drachen, wie Kapitän Bligh und Missionar Ellis meinen, sondern, wenigstens in alter, noch nicht unter dem Einfluss der Mission stehender Zeit ebenso Männer. Als Beleg sei noch der Spanier Gayangos genannt, der 1772 unter anderen Insassen eines Bootes zwei Indianer „with two kites of large size and well shaped“ sah. (Übersetzung von Corney).

Daraus, das nur wenige Berichte auf das Drachenfliegenlassen auf Tahiti eingehen, dürfen wir schliessen, dass dieses Unterhaltungsspiel nicht überall auf der Insel in gleichem Masse verbreitet war. Tatsächlich wurde es auch hauptsächlich an der Südküste der grösseren Halbinsel (Tahiti-nui, Gross-Tahiti) betrieben, die durch den stetigen Passat für diesen Sport begünstigt ist, und hier wiederum in den östlichen Distrikten der Südküste Mataiea und Papeari.<sup>1)</sup> Diese Gegend ist noch in der Neuzeit, genauer: im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, berühmt für fliegende Drachen. In alter Zeit bediente man sich hier sogar mächtiger Drachen zum Schleppen von Holz- und Bambusflößen, — eine gute, Arbeitskräfte sparende Erfindung! Der Fischdrachen dagegen, der zum Fischfang in Teilen Indonesiens, Melanesiens und Mikronesiens Verwendung findet, war nicht im Gebrauch.

Wir kommen jetzt zu einem weiteren Kapitel der Unterhaltungsspiele: den Tierkämpfen. Von ihren Haustieren, Hühnern, Hunden und Schweinen, richteten die Eingeborenen Hähne auch für Hahnenkämpfe ab, wovon uns Ellis und Moerenhout eingehend berichten.<sup>2)</sup> Der als erster davon erzählende Spanier Rodriguez, der am 24. Juni und 21. September 1775 Hahnenkämpfe auf Tahiti beobachtete, geht mit der Erwähnung der nackten Tatsache darüber hinweg. Das ist verständlich vielleicht auch deshalb, weil für ihn als in Südamerika lebenden Spanier ein Hahnenkampf nichts besonders Aussergewöhnliches war. Ellis hält Hahnenkämpfe für das älteste Unterhaltungsspiel der Tahitier, weil ihre Traditionen und Sagen berichteten, „cockfighting“ sei uralte, so alt wie ihre Einwanderung. Die Tatsache, dass im Malaisischen Archipel dergleichen Tierkämpfe seit alters so beliebt sind, stützt diese Meinung von dem hohen Alter des Hahnenkampfes, die sich aber, wie wir schon erwähnen konnten, auch auf andere Unterhaltungsspiele und Sportarten anwenden lässt, von anderem Kulturgut hier ganz zu schweigen.

---

<sup>1)</sup> Tahiti hat etwa die Gestalt einer liegenden Acht, die sich aus zwei Teilen oder Halbinseln, der westlichen grösseren und der östlichen kleineren, zusammensetzt.

<sup>2)</sup> W. Ellis, I/118, 302 f. Moerenhout, Voyages. . . II/146.

Wie fanden nun die Hahnenkämpfe auf Tahiti statt? Nicht viel anders als im Malaiischen Archipel auch. Sorgfältig gepflegte, gemästete Hähne wurden aufeinanderlosgelassen. Jedoch verwandte man keine künstlichen Sporen. Eiserne oder überhaupt metallene standen in voreuropäischer Zeit infolge Fehlens jeglicher Metalltechnik in der Südsee nicht zur Verfügung; aber auch der Gebrauch anderer Sporen, die man den Hähnen ansetzt, war nicht üblich. Auch ohne den Abschluss von Wetten wurde die Leidenschaft der zahlreichen Zuschauermenge aufs äusserste erhitzt. Ganze Distrikts-Hahnenkämpfe, um uns so auszudrücken, fanden auch hier statt, wie wir es bereits von anderen Wettkämpfen kennen lernten, oder die Hähne eines Teils oder einer „Landschaft“ eines Distrikts wurden gegen diejenigen einer andern gesetzt. Dabei kam es vor, dass die Kämpfe mehrere Tage über andauerten. So — für unsere Begriffe — grausam und roh wie anderwärts, wo die Hähne künstliche Sporen tragen, mit denen sie sich gegenseitig zerfleischen, war dieser Sport auf Tahiti nicht. Wenn ein Hahn nicht mehr angriff oder ständig zurückwich, wurde er für besiegt erklärt.

In den ersten Jahren nach 1817, als die 1797 begonnenen englischen Missionierungsversuche nach ihrer ersten vorläufigen Aufgabe (1809) von neuem aufgenommen worden war, brachten die Eingeborenen sogar Kampfhähne zu ihrer Unterhaltung mit zu den Predigten der Missionare. Dadurch wurden diese in ihren Bestrebungen, die Eingeborenen zu bekehren, natürlich erheblich gestört. Kämpfende Hunde, die aufeinandergehetzt wurden, sollen nicht minder grosse Störenfriede dabei gewesen sein. Diese kämpferische Eigenschaft der Hunde wie auch ihr Bissigsein geht übrigens erst auf eine Kreuzung der einheimischen Hunderassen mit von den Spaniern 1775 eingeführten Hunden zurück, die sich schnell vermehrten. Vorher waren die tahitischen Hunde „von ungewöhnlich träger und dummer Natur“ gewesen, wie sich Johann Reinhold Forster ausdrückt, und ein Aufeinanderhetzen wäre bei solcher Veranlagung wohl zwecklos gewesen.<sup>1)</sup>

Es sei nun noch auf einen besonderen Sportwettkampf eingegangen, der schon im Zusammenhang der Waffenspiele hätte behandelt werden können, aber erst hier seinen Platz finden mag, weil er aus dem Rahmen der üblichen polynesischen Kampfspiele mit Waffen herausfällt und gewissermassen etwas Besonderes darstellt, schon deshalb, weil er kein Zweikampfspiel oder überhaupt Kampfspiel im üblichen Sinne ist: wir meinen das Bogenschiessen oder den Schiesswettkampf mit Bogen und Pfeil.<sup>2)</sup>

---

1) Bunzendahl, Tahiti und Europa, 218 ff.

2) Wir beschränken uns hier auf die Angabe der wesentlichen Punkte, ohne näher auf diesen interessanten Stoff einzugehen, da demnächst eine besondere Arbeit über das Bogenschiessen auf Tahiti aus anderer Feder erscheinen wird.

Als Kriegswaffe war der Bogen, wie im eigentlichen Polynisien überhaupt,<sup>1)</sup> so auch auf Tahiti unbekannt oder längst ausser Gebrauch gekommen. Nur noch als Überlebsel lebte diese einst auch in den Händen der Vorfahren der Gesellschaftsinsulaner wirksam. Waffe fort; sie war nur ein Sportgerät auf Tahiti und diente allenfalls noch der Jagd auf Vögel und vielleicht dem Rattanschiessen.

Der Bogen bestand aus leichtem, aber starkem elastischen Hibbeusholz (tahit. *purau*). Er war eineinhalb Meter lang, hatte runden bis länglich runden Querschnitt und lief nach den Enden spitz zu. Die Sehne, deren Befestigungsart nicht bekannt ist, bestand aus Flach (romaha, native flax). Die gegen 70 bis 90 cm langen, ungediederten Rohrpfeile trugen eine mit Brotfruchtbaum-Gummi befestigte Holzspitze aus Eichenholz (*toa*) ohne Widerhaken. Nach einigen Berichten gab es auch Pfeile mit einer Spitze aus dem Stachel des Stachelrochens, die somit scharfe Widerhaken aufwies. Der Bambusköcher hatte eine Länge von ungefähr einem Meter. Er war manchmal bemalt, worunter wir Brandmalerei zu verstehen haben werden, oder mit Schnitzereien versehen. Ausserdem zierten ihn, ebenso wie auch den Bogen, Geflechte von menschlichen Haaren und geflochtenen Fasern (*cinet*). Als Deckel für den Köcher diente eine polierte Kokosnusschale.

War der Bogen auch verhältnismässig kurz, nämlich nur anderthalb Meter lang, so steht seine hervorragende Brauchbarkeit und Güte doch ausser Zweifel: Schüsse von 250 Metern waren durchaus keine Seltenheit und nichts Aussergewöhnliches. Der Spanier Andia y Varela schreibt (1774/75): Die Pfeile fliegen so hoch, dass man bei klarer Luft nicht sehen kann, wann sie zu fallen beginnen. Wenn die Eingeborenen steil hoch schiessen, fallen die Pfeile doch erst zwei Musketenschüsse weit wieder auf den Boden; ein Junge wurde unglücklicherweise einmal getroffen, der zwei (Musketen-) Schusslängen von dem Schützen entfernt war.

---

1) Auf den Fidschi-Inseln, einem in kultureller Beziehung polynesisch-melanesischen Mischgebiet, war der Bogen wirkliche Waffe, ebenso in gewisser Weise, wahrscheinlich infolge Fidschi-Einflusses, auf den benachbarten Tonga- oder Freundschafts-Inseln. In Samoa war er früher auch wahrscheinlich eine Waffe gewesen, vielleicht infolge Einflusses von den Tonga-Inseln her; man gebrauchte ihn zumeist aber nur zum Fischfang (Schiessen auf Fischschwärme) und schoss wohl auch nach fliegenden Hunden. Die Rattenjagd mit Bogen und Pfeil ist uns von Tonga, Neuseeland, Hawaii (hier auch der Bogen zum Sport und Vergnügen gebraucht) überliefert, um die hauptsächlichen Inseln zu nennen. Vgl. z. B. W. Ellis, Polyn. researches. I/302; A. Krämer, Samoa-Inseln, II/171 f. G. Friederici, Ein Beitrag zur Kenntnis der Tuamotu-Inseln, Leipzig 1911. Auch Peschel, Völkerkunde, 6. Auflage, Leipzig 1885, S. 186 f.

Der Bogen vollbrachte also bessere Schussleistungen als die damaligen Donnerbüchsen der Europäer. Nimmt man noch hinzu, wie umständlich das Laden der letzteren damals war, wie schnell aber die geübten Eingeborenen einen Pfeil nach dem anderen absenden konnten, so darf man sagen, dass der Bogen dem damaligen Gewehr als Waffe hätte überlegen sein können, wenn er eine solche gewesen wäre.

Als Waffe begegnet uns aber der tahitische Bogen nicht, wie eingangs erwähnt, sondern nur als Sportgerät. Der Schiesswettkampf mit dem Bogen fand nun auf Tahiti unter ganz eigenartigen Formen statt. Was ihn schon zu einer Besonderheit macht, ist die Tatsache, dass er nur oder fast nur von den „oberen Zehntausend“, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, ausgeübt wurde, Angehörigen anderer Stände aber nicht erlaubt war. Nur Häuptlinge oder Angehörige der sozialen Rangklasse bzw. Kaste der Arii, nach einigen Berichten sogar nur grössere „Distrikthäuptlinge“ und andere vornehme Persönlichkeiten, also nur der erste Stand, hatten teil am Schiessen. Es war mit Ellis eine „honourable recreation“ zwischen den „residents of a place and their guests“<sup>1)</sup>. Anscheinend konnten aber auch andere Eingeborene, nicht nur jene sozial hochstehenden Leute, im Besitz eines Bogens sein. Von seiner Benutzung, oder der Ausübung des Schiessens durch sie wird uns jedoch nichts berichtet. Dem Belgier Moerenhout zufolge, der als Händler und amerikanischer Konsul von 1828 - 1834 in Zentral-Polynesien weilte, hatten auch Frauen oftmals am „amusement“ des Bogenschiessens teil, jedoch für sich und getrennt von den Männern. Ob das den ursprünglichen Verhältnissen in alter Zeit gerecht wird, darf bezweifelt werden, und das umso mehr, da das Bogenschiessen ein „heiliger Sport“ war, Frauen aber von allem Besonderem oder „Heiligen“ ausgeschlossen waren. Alles, was irgendwie mit dem Schiessen zusammenhing, war „sacred“, ein Ausdruck, mit dem das Tabu der Polynesier von den Missionaren nicht gerade glücklich übersetzt ist: Pfeile und Köcher, ferner die von den Schützen nur bei diesem Wettkampf getragenen besonderen Kleidungsstücke und natürlich auch der am Gestade oder am Fuss der Berge gelegene Schiessplatz. Kein Feuer durfte in der ganzen Nachbarschaft des Platzes brennen von dem Augenblick an, da der tahua (Priester oder Mediziner) „eine Bitte an ihre Gottheit richtete, dass der Tag voller Erfolg für die Bogenschützen sein möge“<sup>2)</sup>.

---

1) W. Ellis, I/299.

2) Den Spaniern Rodriguez und Andia y Varela (s. Corney, III/45 bzw. II/268) ist ausser dieser Tatsache des auf Feuer liegenden Tabus der „religiöse“ Charakter des Bogenschiessens nicht weiter aufgefallen. Eingehend berichten davon erst Ellis und Moerenhout. W. Ellis, I/299 ff. Moerenhout, II/148 f.

Vor dem Beginn des Wettschiessens begaben sich die beiden Parteien der Schützen in das Marae, den durch eine grosse Stufenpyramide aus Stein gekennzeichneten und mit einem Zaun umfriedigten weiträumigen, gepflasterten „Tempel-“ oder Opferplatz, wo sie Opfer von Früchten und Tieren darbrachten und mehrere besondere Zeremonien vollzogen. Danach legten sie ihre Festkleidung an und begaben sich auf den Schiessplatz.

Der Wettstreit bestand nur aus Entfernungsschiessen, während das Schiessen nach einem Ziel, ganz im Gegensatz zu der Gepflogenheit beim Speerwerfen und Schleudern, völlig unbekannt war<sup>1)</sup>. Häuptling Tubourai Tamaide, wie Cook und Banks ihn nennen, liess sich auf ihre Aufforderung zu einem Zielwett-schiessen hin nicht dazu herbei, nach einem Ziel zu schiessen. So unterblieb damals, am 12. Juni 1769, die Austragung eines Bogenschiessens zwischen diesem Häuptling und Cooks Begleiter Gore, da jener nur auf Entfernung, dieser aber nach einem festen Ziel schiessen wollte. Die tahitischen Häuptlinge dürfen aber durchaus keine ungeschickten Schützen genannt werden. Banks nennt — ob allerdings zu Recht? — das Schiessen mit dem Bogen den gebräuchlichsten Zeitvertreib oder Sport, den er (1769) in „Otahite“ sah. Da dem Bogen der Charakter als Waffe nicht mehr zukam, so fehlte das Bedürfnis, Treffsicherheit zu erzielen, vollkommen.

Die Schützen schossen nur im Knien. Nach Ellis war ihr Standplatz eine ungefähr ein Meter hohe dreieckige Plattform aus Stein („stone-pile“), die ebenfalls als „heilig“ galt oder tabu war. Frühere Berichte erwähnen diesen besonderen Standplatz nicht, so dass man vielleicht annehmen darf, dass er nicht unbedingt dazugehörte. In dem Augenblick, da der Pfeil von der Sehne flog, liess der kniende Schütze den Bogen fallen, was eine bemerkenswerte Besonderheit bei diesem tahitischen Bogenschiessen darstellt. Als Grund dafür gibt einzig Andia y Varela an, dieses Fallenlassen des Bogens erfolge, weil kein Hand- oder Armschutz zum Schutz vor der zurückschnellenden Bogensehne getragen würde. Jeder Schuss war begleitet vom Schreien der „onlooker“, Männer oder Knaben, die als Zielrichter auf den Bäumen, etwa in den Kronen der Kokospalmen sassen oder zu ebener Erde mit weissen Flaggen aus Rindenstoff die erreichte Entfernung anzeigten. Das Turnier der Bogenschützen konnte sich über mehrere Tage hinziehen. Die Partei der im Wettschiessen Unterlegenen musste dann wohl den Siegern einen Festschmaus geben, an den sich Tänze anschlossen. Man könnte beinahe

---

<sup>1)</sup> Nur Andia (s.S.296 Anm.) schreibt: „... sie schicken Jungen auf die höchsten Bäume, die nachsehen und ausrufen, wo der Pfeil fällt und ob er das Ziel getroffen oder verfehlt hat“. Es kann aber sein, dass Andia damit eine Entfernungsmarke gemeint hat.

versucht sein, in diesem Punkte das tahitische „Schützenfest“ mit den bei uns üblichen zu vergleichen, bei denen nach der Befolgung des Wahlspruches „Üb' Aug' und Hand fürs Vaterland“, d. h. nach dem Schiessen, Volksbelustigung und Tanz nicht minder zu ihrem Recht kommen.

Nachdem wir so die hauptsächlichsten Spiele, Zweikampfspiele und Sportarten genannt haben, bleibt uns noch übrig, etwa auf ihren Zweck und ihre Bedeutung einzugehen. Wurden sie nur zur Unterhaltung veranstaltet oder lag ihnen ein tieferer Sinn zugrunde? Die Antwort auf diese Frage, die wir hier nur streifen möchten, lautet, dass sowohl das eine wie das andere angenommen werden muss. Einige waren reine Unterhaltungsspiele, namentlich — aber nicht ausschliesslich und allein — z. B. die der Kinder. Die sog. nachahmenden Spiele haben allerdings auch zugleich eine tiefere Bedeutung (siehe oben S. 281).

Andere Spiele waren zu Überlebensn herabgesunken, denen einst, als sie noch nicht zum „Spiel“ geworden waren, grössere Bedeutung zugekommen war; denken wir hier nur an das zuletzt genannte Bogenschiessen. Die ganz eigenen zeremoniellen Formen, unter denen das Schiessen stattfand, und seine Beschränkung auf die soziale Rangklasse der Arii finden ihre Erklärung wohl darin, dass Bogen und Pfeil der jüngeren der beiden tahitischen Kulturschichten zugehören, welche die ältere, die wir als altpolynesische Schicht bezeichnen können, überlagerte. Die Zeremonien, unter denen alle anderen Zweikampfspiele mit Waffen (z. B. mit Speer und Keule) und ohne Waffen (z. B. Ringen und Boxen) zu besonderen Gelegenheiten stattfanden, lassen darauf schliessen, dass diese sportlichen Kämpfe oft mehr als nur gymnastische Übungen sind oder waren. Es ist anzunehmen, dass ihnen teilweise magische Vorstellungen zu Grunde lagen, womit das getroffen sein dürfte, was Ellis<sup>1)</sup> und andere mit „sacred games“ bezeichnet hatten, während den meisten unserer Gewährsleute aus der Entdeckungszeit Tahitis der tiefere Sinn oder Hintergrund der Spiele gar nicht aufgegangen war. So weit ging das Interesse der damaligen Entdecker am Ursprung und dem Sinn dieser Spiele entweder nicht, oder aber der Mangel an Kenntnis der Eingeborenen-sprache vereitelte tiefer gehende Forschungen, wofür auch noch oft der zu kurze Aufenthalt der Expeditionen auf der Insel verantwortlich zu machen ist. In späterer Zeit waren dergleichen Forschungen bedeutend erschwert oder kaum noch praktisch anzustellen, da das meiste aus den Südsee-Kulturen erstaunlich schnell unterging. Wir können sagen, dass den Zweikampfspielen, die zu besonderen Gelegenheiten veranstaltet wurden, wohl eine magische Bedeutung zu Grunde gelegen hat. Solche Gelegenheiten waren unter

---

1) W. Ellis, II/199.

anderem die Vegetationsfeste, wie Erstlings- oder Erntefeste, ferner Totenfeste und Feierlichkeiten anlässlich des Empfangs von Gästen. Um die Fruchtbarkeit in der Natur anzuregen und zu fördern, um die Seelen der Verschiedenen günstig zu stimmen, schädigende Einflüsse, die von ihnen ausgehen können, fernzuhalten und um bei der Ankunft von Gästen die den Fremden etwa innenwohnende „Zauberkraft“ zu neutralisieren, fanden u. a. solche sportlichen Zweikämpfe statt. Dass körperliche Verletzungen während ihres Verlaufs vorkamen, ist jetzt verständlicher<sup>1)</sup>. Torturen und Peinigungen, das Fliessen von Blut gehören meistens bei Zauberhandlungen und hier in unserm Falle bei den Zweikampfspielen dazu, um einen wirksamen Zauber oder Gegenzauber gegen schädliche Einflüsse irgendwelcher Art und günstige Einflüsse auf die Vegetation usw. auszuüben. In dieses Gebiet gehören sicher auch namentlich die bei besonderen Gelegenheiten ausgeübten Zweikampfs Spiele, deren Sinn wie auch der mancher anderen Spiele bei Ausübung zu anderen besonderen Gelegenheiten aber noch in vielem unklar ist<sup>2)</sup>.

Solche und andere restlichen Fragen zu klären, dürfte vollständig kaum noch gelingen. Die ursprünglichen Südsee-Kulturen sind längst unter dem Zugriff europäischer Zivilisation zersetzt und zum grossen Teil untergegangen. Manches von den kulturellen Erscheinungen und Ausprägungen lässt sich noch aus dem Studium polynesischer Mythen und Sagen erklären; vieles aber, was zu seiner Klärung auch der ethnologischen Feldarbeit bedurft hätte, ist untergegangen. Insbesondere Tahiti bietet ein Musterbeispiel seltener Art für das rasche Schwinden seiner Kultur infolge ihrer Zersetzung durch die Europäer. Das ist doppelt erstaunlich deshalb, weil jene Zersetzung schon zu einer Zeit begann, als die philanthrop eingestellten Entdecker und Forscher, — wir denken da zumal an Cook und seine Begleiter —, die Kultur der Eingeboren zu heben und jedenfalls alle schädigenden Einflüsse fernzuhalten gedachten. Trotzdem verloren die Tahitier die Grundlage ihrer Technik und damit ihrer stofflichen Kultur, nämlich die Herstellung von Werkzeugen, innerhalb der unglaublich kurzen Zeit von 10 Jahren nach der Entdeckung Tahitis. Parallel damit begann eine Untergrabung und Zersetzung der sozialen und religiösen Verhältnisse. Die Ursache dafür ist nicht nur in dem Auftreten der Europäer zu suchen, wenn ihnen auch, namentlich in den der eigentlichen Entdeckungszeit folgenden Jahrzehnten, die Hauptschuld beizumessen ist. Ein ähnliches

---

1) Sie ereigneten sich aber auf Tahiti, wie wir sahen, viel weniger als anderwärts, z. B. in Samoa, auf Tonga und im Malaiischen Archipel.

2) Vgl. dazu H. Damm, Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker. Leipzig 1922.

Beispiel sehen wir in der Tuamotu-Insel Mangareva vor uns, wo innerhalb von 12 Jahren nach der eigentlichen Entdeckung durch Beechey (1826), eigentlich aber in vier Jahren, nämlich von 1834-1838 die ursprüngliche Kultur durch die französische (katholische) Mission restlos zerstört wurde, so dass nachher ethnologisch überhaupt nichts mehr zu holen war<sup>1)</sup>.

Was unser Gebiet hier betrifft, so konnte schon Wilson, der die ersten Missionare der englischen protestantischen Kirche in die Südsee gebracht hatte, im Jahre 1797 feststellen, dass das Beispiel der Missionare nach wenigen Monaten bereits die „natural levity“ derjenigen Eingeborenen, die in der Nähe der Missionsstation wohnten, zu ändern begonnen hatte. Wenn Turnbull (1802-1803) auch noch schreibt: „Ihre ursprünglichen und nationalen Sitten und Gebräuche sind noch unverändert“, so stimmt das selbst für seine Zeit nicht mehr ganz<sup>2)</sup>. Später bemühte sich dann die englische Mission nach der Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit (Ende 1817) besonders, die heidnischen Sitten und Gebräuche auszurotten, und darunter fiel auch die Beseitigung der angeblich „barbarischen“ und das Volk „demoralisierenden“ sportlichen Kämpfe und anderen Spiele. Nach Auffassung der Missionare war jede Zeit, die nicht auf Arbeiten und Beten verwendet wurde, nutzlos vertan. Ihre „Erfolge“ stellten sich denn auch — leider! — innerhalb kurzer Zeit ein. Ellis, dem wir durch seine Forschungen über die Gesellschafts-Inseln und die Hawaii-Gruppe viel verdanken, konnte von den meisten kulturellen Erscheinungen nur noch als „früher vorhanden gewesen“ berichten. Im Rahmen unseres Aufsatzes interessiert hier nur, dass Sport und Spiel, selbst beinahe die der Kinder, aufgehört hatten. Bogenschiessen, Ringkampf und Boxen, die übrigen Zweikampfspiele, selbst andere, wirklich harmlose Vergnügungen und Spiele wurden nicht mehr betrieben. „Seit der Einführung des Christentums scheinen die Erwachsenen diesen Sport (gemeint ist das Bogenschiessen) oder jeglichen anderen aufgegeben zu haben“. Oder: „Alle Spiele, mit Ausnahme von einem oder zweien, haben namentlich unter den Erwachsenen aufgehört, und die Zahl derer, die von Kindern gespielt werden, ist stark vermindert.“<sup>3)</sup> Ellis, der so schreibt, bedauert das, seiner Einstellung als Missionar gemäss, keineswegs, im Gegenteil: er begrüsst es, dass die Eingeborenen jetzt nützlicher ihre Zeit hinbringen, zumal, wenn man dabei noch die „herabziehende, demoralisierende Tendenz vieler Spiele und die Unnützlichkeit anderer betrachtet“. Namentlich der Ringkampf und das rohe Boxen hatten es Ellis angetan. „Considering the brutalizing tendency and the fatal results of boxing and wrestling,

---

1) G. Friederici, Ein Beitrag zur Kenntnis der Tuamotu-Inseln, 57 ff.

2) Wilson, *Missionary Voyage*, 150. Turnbull, III/24.

3) W. Ellis, 1/293, 302, 310.

we cannot but rejoice that they have ceased with that system of barbarism and cruelty with which they were associated, and by which they were supported“.

Wir aber können wohl nicht anders, als diese Verständnislosigkeit zu bedauern, die in allem nur etwas Heidnisches, Barbarisches und daher Ausrottungswürdiges sah. Ehe sich eine ethnologische Forschung dieser zum Bild der Gesamtkultur hinzugehörenden Erscheinungen annehmen konnte, waren sie unwiederbringlich der europäischen Zivilisation, die abgesehen von der ersten Zeit der grossen Entdeckungsfahrten nicht gerade die besten Vertreter in die Südsee entsandt hatte, und den Christianisierungsbestrebungen zum Opfer gefallen.

---

Anm. 2 zu S. 288.

Bligh, der schon auf Cooks dritter Weltreise Tahiti kennen gelernt hatte, war mit dem Auftrag betraut, den damals als äusserst nützlich erkannten Brotfruchtbaum in die englischen Kolonien Westindiens einzuführen. Das Unternehmen scheiterte aber damals, weil ein Teil der Mannschaft nach der Abreise von Tahiti meuterte.

Die Meuterer hatten sich nach Tahiti zurückgewandt. Ein Teil von ihnen aber unter Anführung von Fletcher Christian fuhr plötzlich in Begleitung mehrerer tahitischer Frauen und Männer auf der „Bounty“ ab und liess sich auf Pitcairn, einer einsamen unbewohnten Insel, nieder, weil ihnen Tahiti als Aufenthaltsort zu unsicher war. Bald brachen Streitigkeiten aus, in deren Gefolge schliesslich als einziger Mann nur der Engländer Adams am Leben blieb, der von nun ab zusammen mit den Frauen und Kindern ein streng christliches Leben führte. Erst 1814 wurde die Bevölkerung Pitcairns „entdeckt“. Auf weitere interessante Einzelheiten und Folgen dieser Meuterei für die Besiedlung Pitcairns einzugehen, müssen wir uns hier versagen. Erwähnt sei noch, dass die auf Tahiti verbliebenen Meuterer schon 1791 von einer Strafexpedition gefangen genommen und nach England zur Aburteilung geführt wurden.

### Aus der Literatur.

- Arii Taimai: Denkwürdigkeiten von Arii Taimai. Deutsch von Paul Hambruch. (Aus dem Französischen, Paris 1904. Mitt. des Museums für Völkerkunde Hamburg VIII, Hamburg 1923.
- Banks, Sir Joseph: Journal of... Sir Joseph Banks during Capt. Cooks first voyage... in 1768-71. Herausg. von Sir Joseph D. Hooker. London 1896.
- Bligh, William: A Voyage to the South Sea, ... London 1792.
- Bunzendahl, Otto: Tahiti und Europa. (Entdeckungsgeschichte der Gesellschaftsinseln. Rassistische Verhältnisse. Stoffliche Kultur und deren erste Beeinflussung durch die Europäer.) Leipzig 1935.
- Cook, James: a) A Voyage towards the South Pole and round the World. 1772-1775. 2 Bände. 3. Ed. London 1779.  
b) A Voyage to the Pacific Ocean. 1776-1780. 2. Ed. London 1785. Siehe auch unter Tagebuch. . .
- Corney, B. G.: The Quest and Occupation of Tahiti by Emissaries of Spain, 1772-1776. 3 Bände. (Hakluyt Society). London 1913, 1915, 1919.
- Damm, Hans: Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker. I. Die Zweikampfspiele. Leipzig 1922. (Mit ausführlichem Literaturverzeichnis.)
- Ellis, William: Polynesian Researches, ... 2 Bände. London 1830.
- Forster, Joh. Reinhold: Observations made during a Voyage round the World, on Physical Geography, Natural History and Ethic Philosophy. London 1778.
- Forster, Joh. R.: Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie, . . . Übersetzung von Georg Forster. Berlin 1783.
- Forster, Georg: a) A Voyage round the World, ... 1772-1775. 2 Bände. London 1777.  
b) J. R. Forsters Reise um die Welt. . . 1772-75. Geschichte der See-Reisen und Entdeckungen im Südmeer. . . Band 4 und 5. Berlin 1778, 1780.  
c) O-Tahiti. In: Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur, 1. Jahrg. 1. Stück. Göttingen 1780.
- Friederici, Georg: Ein Beitrag zur Kenntnis der Tuamotu-Inseln. Mitt. des Vereins für Erdkunde Leipzig f. das Jahr 1910. Leipzig 1911.
- Handy, E. S. Craighill: History and Culture in the Society Islands. Bernice Pauahi Bishop Museum, Bulletin 79. Honolulu 1930. (Stand dem Verf. nicht zur Verfügung.)
- Hawkesworth, John: a) An account of the Voyages... performed

- by Commodore Byron, Capt. Wallis, Capt. Carteret, Capt. Cook. . . 3 Bände. London 1773.
- b) Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer,... Aus dem Englischen von Joh. Friedrich Schiller. 3 Bde. Berlin 1774.
- Krämer, Augustin: Die Samoa-Inseln. 2 Bde. Stuttgart 1901-03.
- Moerenhout, I. A.: Voyages aux îles du Grand Océan. 2 Bde. Paris 1837.
- Mühlmann, Willh. E.: a) Die geheime Gesellschaft der Arioi. Int. Archiv für Ethnographie, Band 32, Heft I, II, S. 1-91. Leiden 1932.
- b) Staatsbildung in Polynesien. Zeitschr. f. Ethnologie, 65. Jahrg. 1933, S. 380-389.
- Parkinson, Sidney: A Journal of a Voyage to the South Seas. . . London 1773.
- Plischke, Hans: a) Das Zeitalter der Weltumsegelungsfahrten und die Naturvölker. In: Archiv f. Anthropologie, N. F. Bd. XXII, Heft 1/2, S. 56-65.
- b) Entdeckungsgeschichte vom Altertum bis zur Neuzeit. Leipzig 1933.
- c) Der Fischdrachen. Veröffentl. des Städt. Museums für Völkerkunde Leipzig. Leipzig 1922.
- Tagebuch einer Entdeckungs-Reise nach der Südsee in den Jahren 1776 bis 1780 unter Anführung der Capitains Cook, Clerke, Gore und King. Eine Übersetzung nebst Anmerkungen von Johann Reinhold Forster. Berlin 1781.
- Turnbull, John: A Voyage round the world in the years 1800-1804. 3 Bde. London 1805.
- J. Turnbulls Reise um die Welt, . . . 1800-1804. Übersetzt von T. F. Ehrmann. In: Bibl. der neuesten u. wichtigsten Reisebeschreibungen. . . Bd. 29. Weimar 1806.
- Vancouver, George: A Voyage of Discovery to the North Pacific Ocean, . . . 1790-1795. 3 Bde. London 1798.
- Weule, Karl: a) Leitfaden der Völkerkunde. Leipzig 1912.
- b) Der Krieg in den Tiefen der Menschheit. Stuttgart 1916.
- Wharton, W. J. L.: Capt. Cooks Journal during his first voyage round the world, . . . 1768-71. London 1893.
- Wilson, James: a) A Missionary Voyage to the Southern Pacific Ocean. . . 1796-1798. London 1799.
- b) Missionsreise in das südliche stille Meer,... Aus dem Engl. übersetzt von Canzler. Mag. von merkwürdigen Reisebeschreibungen, Bd. 21. Berlin 1800.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen aus dem Übersee-Museum Bremen](#)

Jahr/Year: 1935-1936

Band/Volume: [1](#)

Autor(en)/Author(s): Bunzendahl O.

Artikel/Article: [Über sportliche Kämpfe und gymnastische Spiele in Alt-Tahiti  
279-303](#)